

polylog

ZEITSCHRIFT FÜR INTERKULTURELLES PHILOSOPHIEREN



Mit Beiträgen von BETTINA BÄUMER, ARNO BÖHLER, SUSANNE VALERIE GRANZER,
CHRISTOPH HUBATSCHKE, ADAM LOUGHNANE, SANDRA NOETH, GRAHAM PARKES,
WOLFDIETRICH SCHMIED-KOWARZIK, ANJALI SRIRAM,
R. SRIRAM, GEORG STENGER, KAY WALKOWIAK und anderen

7

ARNO BÖHLER / SUSANNE VALERIE
GRANZER / ADAM LOUGHNANE /
GRAHAM PARKES

*Kunst und Philosophie im Zwischen der
Kulturen.
Ein E-Mail-Gespräch.*

35

GEORG STENGER

Vom Zum-Tanzen-Kommen des Tanzes

53

CHRISTOPH HUBATSCHKE

*Für eine »Grammatik der stotternden Stille«
Interkulturelle politische Kunst zwischen
Immobilität und Bewegungen*

69

SANDRA NOETH

*Den Körper zur Verfügung stellen
Entwürfe eines Kunst-Handelns in Libanon
und Palästina*

89

BETTINA BÄUMER

*»Die flüssige Natur ästhetischer Erfahrung«
Interview*

97

R. SRIRAM

*Yoga als philosophische Praxis oder
von der Kunst zu leben
Interview*

107

ANJALI SRIRAM

*Warum Tanz in der indischen Kultur
eine philosophische Praxis ist
Interview*

115

ANKE GRANESS

*Afrikanische Philosophie und ihre
paradigmatische Bedeutung
In memoriam Heinz Kimmerle (1930–2016)*

123

WOLFDIETRICH SCHMIED-KOWARZIK

*Thesen zum interkulturellen
Selbstverständnis der Philosophie*

145 *Bücher & Medien*

168 *Impressum*



»Was gut nachzuzeichnen ist, das sind die Traditionen sowie die Befindlichkeiten, aus denen sich Ciorans skeptisches Denken speist.« (10)

Cioran-Exegeten, die in ihrer Begeisterung manchmal auch über das Ziel hinausschießen und falsche Informationen verbreiten), welche Essgewohnheiten und sogar welche Krankheiten und Schwächen Cioran besaß. (Hätte der Autor Ciorans Korrespondenz mit dem österreichischen Literaturkritiker Wolfgang Kraus gelesen, die bislang leider nur in rumänischer Übersetzung veröffentlicht wurde, hätte er sicher auch Ciorans Gastritis erwähnt.) Der Anspruch einer ernst zu nehmenden »wissenschaftlichen« Hermeneutik, dem Großen Buch bis zu diesem Punkt gerecht wurde, zerschellt in Anbetracht dieses Tonwechsels: Cioran wird so am Ende eher als ein Meisterdenker denn als ein Teilnehmer an philosophischen Diskursen präsentiert.

Im Allgemeinen hinterlässt die Lektüre den Eindruck, dass sich ihr Autor bis zum Schluss nicht entscheiden konnte, welche Absicht er verfolgen und welches Publikum er mit seiner Monographie anzielen will, die daher trotz dichter und interessanter Kommenta-

re an strukturellen Mängeln leidet. Hinzu kommt die Tatsache – die allerdings weniger dem Autor als dem Preetext des Verlags vorzuwerfen ist –, dass die Kurzzusammenfassung auf der Buchrückseite nichts Geringeres verspricht, als »dem deutschsprachigen Publikum erstmals ein philosophisches Gesamtporträt Ciorans« zu bieten. Um uns auf den deutschsprachigen Raum zu beschränken, sollte diese Auszeichnung eher Richard Reschikas Einführung zu Cioran zukommen, die »bereits« 1995 im Junius Verlag erschienen ist und die im Übrigen unter anderem *first hand* allein auf Rumänisch zugängliche Quellen referiert. Trotz dieser (hoffentlich) »erlaubten Zweifel« an Jürgen Großes Cioran-Monographie sind seine belesenen Interpretationen der philosophischen Lektüren und Grundbegriffe Ciorans durchaus empfehlenswert – und das allein hätte schon eine großzügigere Schriftgröße des Textes gerechtfertigt, der daher im Grunde genommen bei Weitem mehr als die 320 Seiten dieser Auflage umfasst.

BIANCA BOTEVA-RICHTER

Individuum oder Gesellschaft – Eine Frage der Kultur?

zu Amani Abuzahra: *Kulturelle Identität in einer multikulturellen Gesellschaft*

Amani ABUZHARA: *Kulturelle Identität in einer multikulturellen Gesellschaft*, Wien: Passagen Verlag 2012, ISBN 978-3-70920-009-4, 153 Seiten

polylog 35
SEITE 148

Ist die Identität eines Menschen kulturell geprägt oder gar kulturell codiert und wenn ja, was bedeutet das für eine »multikulturelle Gesellschaft«? Diese Fragen, die sich uns besonders in den letzten Jahrzehnten durch die Globalisierungstendenzen und durch die anhaltende

Migration immer dringender stellen, versucht die Autorin Amani Abuzahra in Ihrem Buch mit dem Titel »Kulturelle Identität in einer multikulturellen Gesellschaft« nachzugehen.

Das Buch beginnt mit der notwendigen Einleitung zur Verknüpfung der Begriffe



Identität und Kultur, wobei gleich zu Anfang festgestellt wird, dass beide Begriffe im Sinne Stuart Halls »neu zu denken und mit anderen Inhalten zu füllen« (26) sind. Diese neuen Inhalte speisen sich aus der Fragmentierung und Entortung der Welt, die durch die gesellschaftlichen Krisen und Globalisierungspänomene, wie beispielsweise Migration und Postkolonialismus, keine »Identitätspunkte als feste Anker« (S.29) mehr anbieten und zudem »immer mehr zu einer Kulturalisierung gesellschaftlicher Probleme« (29) beitragen. Diese Kulturalisierung ist im Bereich der Migration, in den Kommunikationsprozessen und in den Veränderungen auf politischer und sozialer Ebene sichtbar geworden (30–31). Das Phänomen der Globalisierung wird hinsichtlich der kulturellen Identität aufgearbeitet und als eine aktive Raum-Zeit-Verdichtung ausgerichtet.

Abuzahra stützt sich dabei auf die Thesen Stuart Halls, Cornelia Klingers, Seyla Benhabib, Charles Taylors u.a. um die »Hinwendung zur Kultur« (31) zu begründen. Gleichzeitig weist sie darauf hin, dass die »ökonomische Dimension der Globalisierung in Bezug auf die kulturelle Frage« (34) aber vernachlässigt wird. Abuzahra beschreitet hier einen anderen Weg, indem sie ausdrücklich auch die ökonomische Seite der Globalisierung als einen Kulturtransfer beschreibt, der den Transport von fremden Kulturen zu eigennützigem, kapitalistischen Zwecken tätigt und dadurch keine Brücke zur Verständigung schlägt. Auf diese Weise wird eine vereinheitlichende Tendenz zur globalen Massenkultur gefördert (34–36). Dennoch besitzt die globale Ökonomisierung

auch eine positive Seite, so die Autorin weiter: Als Folge der Globalisierung wird nun Diversity Management in den Firmen großgeschrieben und es entstehen bunte Arbeitsteams, die die »Arbeitsatmosphäre positiv prägen sollen« (36). So wird »Das kulturelle Zusammenleben zum Gewinn [...] [Die] Menschen [lernen] miteinander umzugehen und sich nicht nur trotz, sondern gerade aufgrund ihrer Verschiedenheit wertzuschätzen.« (38). In diesem Sinne ist die Wirtschaft, wenn auch aus Eigennutz, moderner als die Politik (37).

Ein weiterer wichtiger Grund für die Virulenz der Frage nach der Kultürllichkeit von Identität macht Abuzahra im oder durch das Phänomen der Migration aus. In den Seiten 38–46 ihres Buches skizziert sie das Phänomen der Migration und stellt fest, dass sich ein kultureller Ortswechsel wesentlich auf die Individualität und in weiterer Folge auf die Aufnahmegesellschaft auswirkt. Diese beide Feststellungen sind wesentlich für den Konnex von Kultur und Identität, sowohl in Bezug auf das Individuum als auch auf die Gesellschaft: »Migration ist ein Phänomen, das Folgen sowohl für die MigrantInnen, als auch für die Aufnahmegesellschaft hat [...] Sie [die Menschen] treffen auf unterschiedliche Lebensweisen, ihr Heimatbegriff gewinnt an Bedeutung oder verschiebt sich [...] [und] es ist nicht immer eine »Entweder-oder-Entscheidung«-sich an die neue Gesellschaft anzupassen oder wieder in die alte Heimat heimzukehren.« (42–43). Hier spricht die Autorin eine neue Sichtweise des Phänomens der Zugehörigkeit an, das jenseits raumzuweisender

In diesem Sinne ist die Wirtschaft, wenn auch aus Eigennutz, moderner als die Politik.



»In der Realität sind ethnisch homogene Gesellschaften sehr selten anzutreffen. Beginnt man die Aufnahmegesellschaft als eine ethnische community wahrzunehmen, so läuft man auch Gefahr, andere ethnischen communities als einheitlich aufzufassen.« (61)

einfacher Ausrichtungen multiple Loyalitäten ermöglicht und immer mehr Beachtung findet.¹

Abuzahra, die sich hier u.a. an die politischen Analysen von Stuart Hall und Seyla Benhabib anlehnt, stützt sich auf die Neubelebung der Diskussion um die europäische Identität mit Zusammenbruch des Ostblocks und des Systems des s.g. realen Sozialismus um das Jahr 1989. Mit diesem theoretischen Unterbau wird jedoch von der Autorin, auch wenn die Identitätskrise der Europäer richtig benannt wurde, eine eindeutig west-europäisch-amerikanische politische Position eingenommen. Das ist, meiner Meinung nach, nicht zu übersehen, denn von der anderen Seite, vonseiten Osteuropas her, erscheinen die Eigen- und Fremduzuweisungen, Freund- und Feindbilder als die Negative des jeweils anderen; man könnte sich fast in eine Camera obscura wähen in dem Versuch die europäische Identität lediglich von der einen oder von der anderen Seite her zu betrachten – sind sie doch die zwei Seiten der einen europäischen Medaille (46–48).

Die Auseinandersetzung mit dem Terminus kulturelle Identität nimmt die Autorin in An-

¹ Siehe hierzu beispielsweise Nausikaa SCHIRILLA: »Die Vielfalt der Identitäten in der Migration und die Macht der Konstruktion des Einigen«, Vortrag beim DGSP Kongress 2012, erschienen in: *Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung*, 31/April 2013, S. 56-63, oder Anka GHEAUS: »Care Drain: Who should provide for the children left behind?«, In *Critical Review of International Social and Political Philosophy*, <http://www.tandfonline.com/loi/fcri20>, um einige AutorInnen zu diesem Thema zu benennen.

griff, indem sie zunächst die in Kultur- und Sozialanthropologie geläufige Ausarbeitung des Begriffes der »ethnischen Identität« nutzt. Das ist ein gefährliches Unterfangen, dessen sie sich selbst bewusst ist: Grundsätzlich gilt es festzuhalten, dass es ethnische *communities* in unterschiedlichen Formen gibt und es deshalb schwierig ist eine ethnische *community* zu definieren, da die Gefahr besteht, sie zu homogenisieren.« (51–52). Dem kann man nur zustimmen, und es verwundert daher, dass die Autorin trotz ihrer berechtigten Kritik dem Ethnisierungsgedanken (nach Hutchison und Smith) zunächst viel Platz in ihrem Buch einräumt (51–55). Damit nimmt Abuzahra ihrer späteren, differenzierten Ausarbeitung der kulturellen Identität ein wenig die Substanz weg, indem sie sie mit diesem amalgamierenden Unterbau stützt.

Auch die sich auf André Gingrich stützenden These über die Diversität der unterschiedlichen ethnischen *communities* werden über soziale Netzwerke als eine »Vernetzung mit anderen Ethnien« (54) definiert. So entsteht beim Leser der Eindruck von ethnischen Gruppierungen als Nomaden, die zwar nach außen offen sind und mit anderen kommunizieren, jedoch eine inneren Homogenisierung unterliegen, was infolge eine ethnische Zuordnung erlaubt. Auf diese Weise kritisiert die Autorin in Bezug auf Gingrich, kann Rassismus entstehen, was historische Aufarbeitungen ebenso belegen. Hier weist Abuzahra darauf hin, dass ethnische Identität »nicht für die Gesamtheit einer Kultur ausschlaggebend ist« (57). Vielmehr handle es sich um »ein[en]



Prozess des Werdens als im Status des Seins, es handelt sich um einen dynamischen Prozess.« (58). Ein wenig später ergibt sich für die Autorin das Resümee, dass Identität kontext- und ortsabhängig ist. Dem kann ich nur zustimmen.

Im Anschluss daran beantwortet die Autorin die bis dahin offene Frage: Wie entsteht kulturelle Identität und wer bestimmt diese? »Zum einen sind es die *communities* selbst, die sich, ihre Identität und ihre Mitglieder an den jeweiligen Kriterien festmachen. Zum anderen werden ihnen aber implizit oder explizit viele Bilder und Vorstellungen zugeschrieben, mit denen sie sich selbst mehr oder oftmals weniger identifizieren können.« (59–60). Diese Innen-Außen-Perspektive der Wahrnehmung, Zuschreibung und Entstehung von Identitätsaspekten ist ein sehr wichtiger Gedanke, den die Autorin hier als *Conclusio* der vorhergehenden Ausführungen einbringt und den man durchaus noch weiter hätte vertiefen können. Zu Recht betont Abuzahra, dass Charles Taylors Unterscheidung der Ethnien aufgrund ihrer Herkunft nicht ohne Weiteres zu übernehmen sei. Denn »[i]n der Realität sind ethnisch homogene Gesellschaften sehr selten anzutreffen. Beginnt man die Aufnahmegesellschaft als eine ethnische *community* wahrzunehmen, so läuft man auch Gefahr, andere ethnischen *communities* als einheitlich aufzufassen« (61). Diese Gefahr der Homogenisierung einzelner Gruppen oder gar ganze Gesellschaften bietet die Basis für Abuzahras weitere Überlegungen zur Multikulturalität versus »Clash of Civilizations«. Die

Autorin stellt anschließend fest, dass »Kultur (laut Huntignton) ein Besitzzustand und kein Veränderungsprozess« (68) darstellt, was wiederum zeigt »wie gefährlich das Denken von homogenen Einheiten sein kann« (68).

Die Autorin möchte in ihrem Werk allen Gruppierungen in der Gesellschaft gerecht werden. Um das zu erreichen, untersucht sie ausführlich die Identitätstheorie Charles Taylors im letzten Drittel ihres Buches, angefangen von der These der Anerkennung, die sie mit Identität verknüpft, über die These der Würde versus einer Politik der Differenz, bis hin zur Annahme der Gleichwertigkeit. Hier gelingt es der Autorin schließlich, ihre eigene Position besser darzustellen und zu untermauern. Zunächst geht sie auf Hegels Herr-Knecht-Verhältnis ein, als eine von Taylor übernommene Dialektik des Verhältnisses (71–75). Abuzahra stellt hier die wichtige Frage, ob eine Anerkennung des Anderen auf Augenhöhe, also ohne das von Hegel angesprochene Machtgefälle, möglich sei (71) und was das für die »Quelle der Identität« (74) bedeuten würde. Die Abhängigkeit voneinander, also des Knechts vom Herrscher² als Repräsentant der Mehrheit und vom Knecht als Repräsentant der Minderheit, muss nicht, so Taylor »in einer hierarchischen Beziehung gegeben sein« (75). Es ist die Aufgabe der Politik, so Abuzahra, für die »Aufhebung des Machtgefüges zwischen Minderheit und Mehrheit« zu sorgen (76). Dem »dialogischen Charakter [...] menschlicher Existenz« (76) kann man so am besten Rechnung tragen und sowohl dem Individuum, als auch der Ge-

»Ethnische Identität ist kontextabhängig. Manchmal kommt es zu Situationen, in denen man sich seiner ethnischen Identität schämt oder sie gar verleugnet, oder im Gegenteil die überaus betont und hervorhebt. [...] All dies hängt sehr stark von der Gesellschaft, in der man lebt, ab und von den prägenden Umständen.« (58)

² Die Autorin schreibt vom Herrscher, S. 74

sellschaft zu einer positiven Entwicklung zu verhelfen.³ Dieser dialogische Charakter stellt die Identität als einen Prozess dar bzw. als eine »Interaktion mit dem Anderen« und diese Interaktion wiederum lässt vermuten, dass »das Ich des Menschen [...] im Kontext der Gesellschaft« steht (76).

Diese Aussage kann man als die zentrale Aussage des Buches verstehen. Mit ihr wird eine Brücke geschaffen zwischen kultureller Identität – also einem jeweils kulturellen Ich – und einer aus vielen kulturellen Identitäten prozessual entstehenden, multikulturellen Gesellschaft.

Da in diesem Kontext (vom Ich zur Gesellschaft und umgekehrt) ein gesunder Selbstwert bzw. die Selbstreflexion eine wichtige Rolle spielen, untersucht Abuzahra in Anlehnung an Taylor, die Bedeutung der Anerkennung bzw. der Schaden durch Nicht-Anerkennung für das Individuum, für das kulturelle Selbst und für die (multikulturelle) Gesellschaft. Durch die bereits angesprochene Kommunikation zwischen Individuum und Gesellschaft entsteht eine korrespondive Kommunikation von Selbstwert und Befindlichkeit. Taylor überträgt dabei »seine Theorie der Anerkennung beziehungsweise Nicht-Anerkennung auf die kollektive Identität« (81).

Kann man hieraus folgern, dass eine Gesellschaft, die all ihre Mitglieder achtet, auch sich selbst achtet, bzw. im umgekehrten Fall, wie zum Beispiel im Kolonialismus, durch die Missachtung und den Ausschluss einzelner Mitglieder die eigene Würde verletzt? Für

diese kollektive Haltung macht die Autorin die Politik bzw. die Politiker des jeweiligen Landes verantwortlich und plädiert, ebenfalls nach Taylor, für eine »Politik der Würde versus eine Politik der Differenz« (83).

Nachdem sich Amani Abuzahra mehreren Seiten lang mit der Wichtigkeit der Gleichberechtigung, sowie der Achtung und Autonomie des Einzelnen und der Gesellschaft auseinandersetzt, stellt sie eine »primäre Frage« für die heutige multikulturelle Gesellschaft: Wessen Gleichheit ist die gültige, die der Mehrheit oder die der Minderheit?« (88) Diese Frage ist eine nicht oft gestellte, aber sehr dringliche Frage unserer Zeit, die in der alltäglichen Umsetzung Machtstellungen und Hierarchien unterliegt (88). Deshalb vertritt die Autorin anschließend die Meinung, dass eine Theorie der Würde, die nur die Würde der Gesellschaft und weniger die des Individuums achtet, eine Amalgamierungstendenz fördert und die Bürgerinnen dazu drängt, sich anzupassen. Die Wahlfreiheit, die im Rahmen einer Theorie der Differenz, das Besondere im Menschen anerkennt und schätzt, wäre in diesem Falle eingeschränkt (94).

Mag sein, dass beide Theorien, die Theorie der Würde und die Theorie der Differenz die jeweils eigenen guten Gründe aufweisen, die Frage, die sich hier mir stellt, lautet: Wie kann man sowohl jedem Einzelnen individuell begegnen als auch eine kommunikative Gesellschaft fördern, die Gesetze und Werte vertritt, die für die einzelnen Bürgern verbindend sind?

»Eine große Frage, die sich hier in diesem Zusammenhang eröffnet, ist, wer kulturelle Identität bestimmt? [...] Zum einen sind es die ethnischen communities selbst, die sich, ihre Identität und ihre Mitglieder an den jeweiligen Kriterien festmachen. Zum anderen werden ihnen aber implizit oder explizit viele Bilder und Vorstellungen zugeschrieben, mit denen sie sich selbst mehr oder oftmals weniger identifizieren können.«
(59–60)



An einem ähnlichen Gedankenstrang arbeitet sich die Autorin Abuzahra in den folgenden Seiten ab: sie untersucht die Inhalte und die Verbindung zwischen den Theorien des Liberalismus (I und II), des Kommunitarismus und des Zusammenhangs zwischen dem Liberalismus und der Theorie der Differenz. Sie verweist ausführlich auf Seyla Benhabibs sehr berechtigte Kritik an Taylors theoretischem Modell, die Praxis der Anerkennung von der individuellen auf die kollektive Seite her zu übertragen. »Dies würde eine Unterordnung der individuellen Ziele unter kollektiven Ziele bedeuten« (101) kritisiert die Autorin und verweist mit Antony Appiah darauf, dass dem »wechselwirkende(n) Prozess zwischen individueller und kollektiver Identität« (102) mehr Raum eröffnet werden soll (103). Diese korrelative Beziehung ist unabdingbar, damit durch die gesellschaftliche Miteinbeziehung der Betroffenen selbst ein echtes Miteinander gefördert wird und man nicht bei einer bloßen komparativen Forschung weilt, die ihrerseits hierarchische Strukturen schafft und unter-

stützt (107-108). Die virulente Frage: Wer darf wie über wen sprechen? ist damit zumindest teilweise beantwortet.

Gegen Ende des Buches plädiert die Autorin für eine Annahme der Gleichwertigkeit verschiedener Kulturen. Sie stimmt Taylor zu, der nach Gadammers Ansatz eine Horizont-erweiterung durch die Begegnung mit dem Anderen ausmacht (111-114). Hier verbleibt die Autorin jedoch nicht im einseitigen Chor der Anerkennungsleistung. Sie führt aus, dass es ebenso die Möglichkeit gibt, kulturellen Praktiken, die aufgrund großer kultureller Unterschiede nicht nachvollziehbar sind, nicht folgen zu können. Es sei ebenso legitim: »Grenzen des Austauschs auf emotionaler und intellektueller Ebene anzuerkennen und dennoch den Anderen in seiner Andersheit zu akzeptieren und durch das Leben zu begleiten« (114).

Mit diesem Zitat möchte ich mit meiner Besprechung enden. Amani Abuzahra hat hier ein interessantes und lesenswertes Buch zu einem brandaktuellen Thema vorgelegt.

»Die Politik der Anerkennung würde sich in diesem Fall für eine positive Besetzung des Kopftuches stark machen. Jedoch würde ich mir, wie Appiah, eine Welt wünschen, in der man sich nicht zu entscheiden hat zwischen einer Politik der Angstmache und einer Politik der Anerkennung: »But I would like not to have to choose...« (122)

BARBARA SCHELLHAMMER

Interkulturelle Bildung als Prozess der Selbstentfremdung im Spiel des Scheiterns

zu Sabine Aydt: *An den Grenzen interkultureller Bildung*

Es ist sicher richtig, dass hinter den zahlreichen Angeboten zur Vermittlung interkultureller Kompetenz die Sehnsucht steht, mit Fremdheitserfahrungen und »dem Anderen«

gut umgehen zu können. »Gut« meint hier zu meist »stimmig mit sich selbst«; so, dass man selbst noch den Boden unter den Füßen oder das Zepter in der Hand behält und nicht über-

Sabine AYDT: *An den Grenzen interkultureller Bildung. Eine Auseinandersetzung mit Scheitern im Kontext von Fremdheit*, Bielefeld: transcript Verlag 2015, ISBN 978-3-8376-2872-2, 258 S.